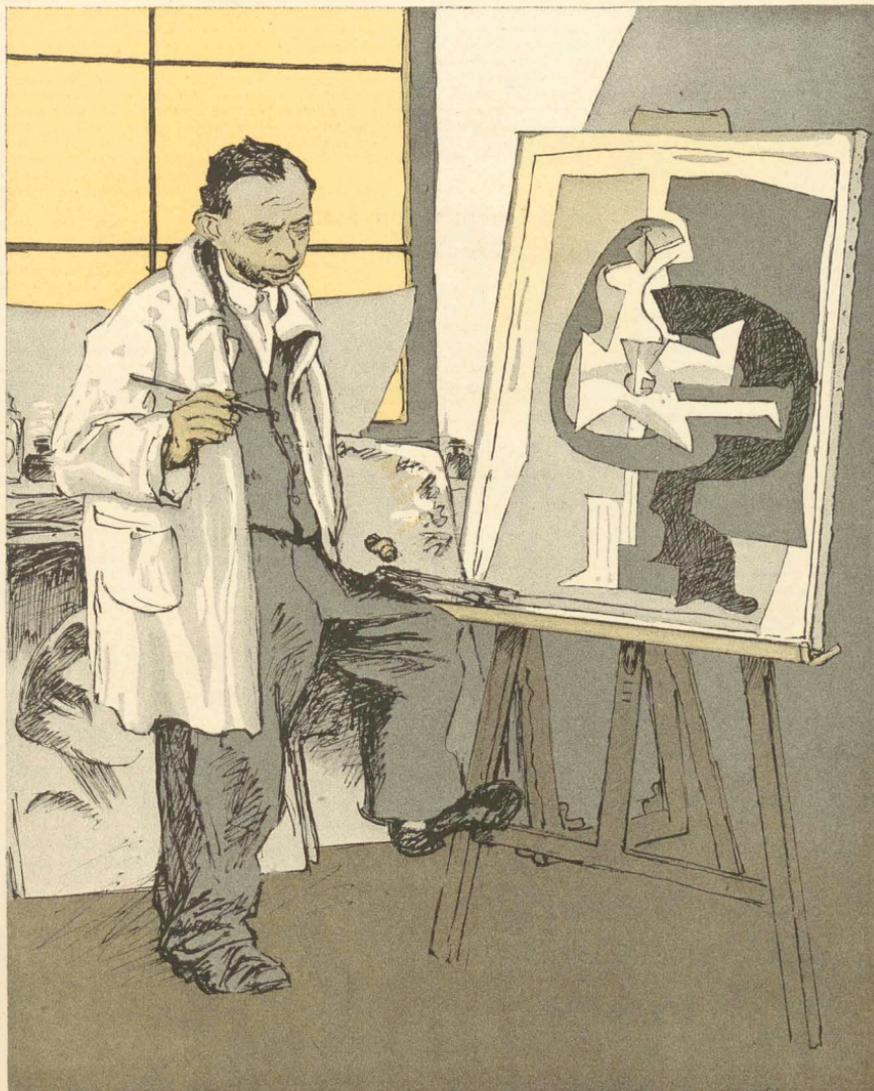


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Entartete Kunst

(E. Thöny)



„Wie kann bloß einer behaupten, meine Kinder seien aus der Art geschlagen?! — Jeder muß doch zugeben: ganz der Papa!“

Kleines Denkmal für das Wartezimmer

Von Walter Foitzick

Es ist kein Zimmer zum Wohnen, kein Zimmer zum Essen, zum Arbeiten, zum Baden, zum Schreiben, zum Nähen, es ist nur ein Raum für verlorene Stunden und Minuten des Lebens. Es ist das Wartezimmer. Und worauf wartet man da? Daß man dran kommt. Es ist wie immer.

Ganz still ist es hier. Wenn jemand die bekannte Nadel fallen ließe, man würde es hören. Aber es läßt niemand eine Nadel fallen. Manchmal öffnet sich die Tür zum Gang, und es tritt jemand ein. Niemand weiß, ob er grüßen soll, und der Eintretende macht eine sachte Bewegung, die man als Gruß nehmen kann oder auch nur als Bewegung. Gelegentlich schellt die Hauglocke, und dann wird draußen leise gesprochen. Meist öffnet sich dann wieder die Tür, und es schleicht jemand herein.

Man vermeidet es, sich auf seinem Stuhl zu bewegen; denn er könnte knarren und die fürchterliche Stille des Warteplatzes stören. Mal sieht man zur Decke, mal auf die Fußspitze. Wenn jetzt einer plötzlich laut fragte: „Kennen Sie den schon? — Im Himmel trafen sich einmal Julius Cäsar, eine Waschfrau und der Versicherungsagent Müller...“. Ich glaube, die Welt würde einstürzen ob so lauter Wirklichkeit.

Die Leute haben Filzsohlen rings um ihre Existenz. Sie sehen durcheinander hindurch. Sie tun nur so; denn sie müssen genau auf die Reihenfolge achten: das Fräulein und der dicke Herr waren schon da, dann komme ich, dann erschien die Dame mit der hellen Bluse und zuletzt ist die behäbige Frau gekommen, der man es ansieht, daß sie jedem von ihren Leiden gerne erzählen möchte. Man fühlt es, wie sie im stillen alle Symptome ihrer Krankheit repetiert: Sie wird drinnen beim Arzt einen ausgedehnten und ausschweifenden Bericht geben mit Meinungen aus ihren Bekanntenkreisen und Hinzufügung von Parallelfällen.

Die Dame in der hellen Bluse liest. Was liest sie? Nun, sie liest über Fehlschläge bei der Zucht von Angorakaninchen. Jetzt glauben Sie vielleicht, daß die Frau sich für Angorakaninchen interessiert oder gar für Fehlschläge auf diesem Gebiet. Sie irren. Sie hat nur nach einer Zeitschrift auf dem

Tisch gegriffen und diese Zeitschrift handelt von Kleintierzucht. Vermutlich hat der Herr Doktor geglaubt, daß er mit diesen Fehlschlägen seinen Patienten über die Zeit des Wartens hinweghelfen könne. Unsinn, er ahnt überhaupt nicht, daß Angorakaninchen existieren. Aber was soll die Zeitschrift? Die liegt halt im Wartezimmer. Weshalb? Durch Gottes unerforschlichem Ratschluß. Das Heft wird jeden Morgen von der Sprechstundenhilfe mit den anderen Zeitschriften, die sich hier ein sonderbares Stelldichein geben, abgestaubt und zu einem ordentlichen Häufchen geschichtet, auf daß sie dazu dienen, Wartezeiten zu verkürzen. Viel Geschriebenes dringt auf diese Weise ins Volk, und ich schätze die Rolle des Wartezimmers zur Verbreitung von Unterhaltungsliteratur und leichterer Wissenschaft in weitesten

Kreisen nicht gering. Ärzte und Friseur eifern darin.

Ich kenne das genau. Wenn jemand zu mir sagt: „Sie, wie geht denn Ihre Geschichte mit dem jungen Mann und der Hummermayonnaise weiter?“, weiß ich sofort, daß er sich die Haare hat schneiden lassen oder an einer Wurzelhautentzündung gelitten hat, frisch blondiert wurde oder sonst leicht erkrankt war, was einen Aufenthalt im Wartezimmer erforderte. Wurzelfüllungen und Dauerwellen stehen in engstem Zusammenhang mit der Konsumierung zeitgenössischen Schrifttums, und selbst der verhärtetste Nichtleser greift nach einer halben Stunde Wartezimmer zu den Linderungen älterer Zeitschriften. Die Schriftsteller sollten dem unbekanntem Zahnarzt ein Mal erriechen. Wie Sand durchs Stundenglas rinnen die Minuten durch das Wartezimmer, die leichtere Literatur verbreitet sich und schlägt Wurzel im Herzen der Patienten.

Aber es ist nicht nur für den Geist gesorgt, auch das Auge kann sich weiden. Hier ist das wahre Museum der Familiengeschichte des Arztes. Hängt da nicht so bunt und trutzig Burg Stolzenteils am Rhein? Natürlich, der Doktor besitzt sie aus seiner Studentenzeit und seine Frau hat sie zu langen Jahren Wartezimmer vererbt. Hier wartet auch sie, bis sie drankommt. Die Korbmöbel hingegen stammen von der Veranda ihrer Großeltern. Sie muß demnach aus einer Familie mit Villa stammen. Das Prachtstück ist die Bronzelampe auf dem Gestell. Ein metallisches nacktes Mädchen, vermutlich Nymphe, hascht da nach Lilienstengeln, die es nicht lassen konnten, zu Glühbirnen zu erblühen, und zwar ganz im Jugendstil. Ach, was war das einmal für ein prächtiges Hochzeitsgeschenk im elterlichen Haus, bis die Nachkommen es abschleichen und passend für das Wartezimmer fanden!

Da klappt die Doppeltür, der Arzt streckt einladend den Kopf herein, die helle Bluse beendet schlagartig die Kaninchenzucht und wird nie erfahren, was man eigentlich letzten Endes tun kann, um empfindliche Fehlschläge in der nutzbringenden Vermehrung der Angorakaninchen zu vermeiden.

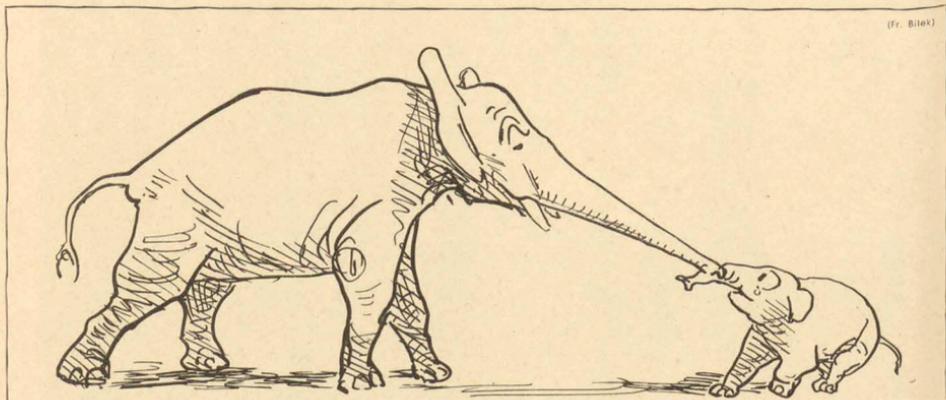
An einem Geburtstag

Von Ratašöfr

Und wiederum ein Meilenstein . . .
Man setzt sich hin und spinnst sich ein.
Ach, daß das nun verfloß'ne Jahr
halt auch kein Auszugstisch nicht war,
um gute Stunden zwischen bängern
schlau zu verbreiten, zu verlängern!

Man träumt nach hinten, späht nach vornen;
man läßt, nicht ohne Angst vor Dornen,
den Rosenkranz der Möglichkeiten
behusam durch die Finger gleiten
und — greift dann eben wieder zu
nach dem Ragout . . .

Ob es nun zäh ist oder mürb —
fröh, Vogel, heißt's da, oder flüht!



(Fr. Blier)

Weiß Ferdl im Hofbräuhaus

(K. Arnold)



„Entschuldig'n S', kunnt net da oane oder da ander' vo dö Herr'n auf a halbs Stünderl mit ins „Platzl“ - i brauchat schnell an Double!“

Brief an einen Lehrer

Von Rolf Italiaender

Sehr verehrter Herr Professor!

Sie gehören zu den wenigen Lehrern, die ich nicht vergessen habe, da Sie stets ein Mann mit Sinn für Humor und Witz gewesen sind. Nun waren Sie es zwar, der sich redliche Mühe gegeben hat, mich das Englische zu lehren. Aber gerade deshalb macht Ihnen vielleicht ein kleines Erlebnis Spaß, das ich kürzlich auf der grünen Insel gehabt habe. Mit ziemlich berechtigter Schadenfreude werden Sie zum Schluß ausrufen: „Siehst du, Freunuchen, hättest du nur besser aufgepaßt in der Schule!“ Aber dieses Vergnügen gönne ich Ihnen gerne.

Es geschah also in London bei einem Fünf-Uhr-TEE. Es waren viele feine Leute beieinander und es

wurde geflissentlich Konversation getrieben. Bei Gelegenheit riß ich das Gespräch an mich und sprach von dem delikaten Tee, den wir gerade genossen. In diesem Zusammenhang erzählte ich, daß es in Hamburg eine Firma gäbe, die für jeden Haushalt Spezialmischungen zusammenstelle, vorausgesetzt, daß man eine Probe des Leitungswassers einschicke. Dieses werde untersucht und auf Grund des Ergebnisses werde dann eben die entsprechende Teemischung zusammengestellt. Ja, in deutscher Sprache, lieber Herr Professor, kann ich das so einfach erzählen. Schwieriger fiel es mir in Englisch. Und so wurde ich ziemlich nervös und gebrauchte schließlich, als man meine verschiedenen Umschreibungen für Leitungswasser nicht verstand, folgenden Satz: „You must send your water!“

Ist ein Kommentar notwendig, lieber Herr Professor? Gleich als ich diesen peinlichen Satz heraus hatte, wußte ich, welchen Fehler ich mir ge-

leistet hatte. Aber es war zu spät. Ich bekam einen roten Kopf. Die versammelten Ladies ebenfalls. Keiner wußte, was er sagen sollte. Nur ein junger Privatgelehrter, wie wir ihn in Bernhard Shaws Pygmalion treffen, so ein rechter, ungezogener Naturbursche, rettete die peinliche Situation. Er wiederholte immer erneut: „You must send your water... You must send your water... You must send your water...“ und war nahe daran, sich krank zu lachen. Sein Lachen indes steckte die ganze Umgebung an, und niemand vermochte mir noch böse zu sein. So peinlich es mir damals war, so muß ich heute auch darüber lachen. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich nicht über allzu viel Humor verfüge. Auf diesen unfreiwilligen Witz jedoch bin ich Irgendwie stolz. „You must send your water!“ Wohl bekomme uns der Tee, Herr Professor!

In ewiger Dankbarkeit

Ihr ergebener: Paul Gänsekiel.

Aufforderung zum Wassersport

„Hübsches junges Fräulein findet Anschluß zum schönen Segelsport.“ Offert. unt. B 45.

(Erich Schilling)



Hier wird der Liebe gewunken
mit Wasser, Sport und Natur.
Wer liebt den Traumton der Unken?
Wer liebt die silberne Spur,
die ein einsamer Segler fuhr?

Blau brüten die Sommertage,
und das Segel steht vogelweiß
im schwankenden Wellenschlage.
Der Teer am Boote kocht heiß,
die Brise aus Süden weht leis.

Wer segelt, kann wunderbar träumen,
wer segelt, hat unendliche Zeit —
wer segelt, hat nichts zu versäumen,
am den Segler ist Ewigkeit.
Der Himmel ist hoch, das Meer ist weit.

Wer segelt, kann vieles gewahren:
spielende Fische am Grund,
Gewächse aus Siniflutfahren,
Muscheln, perlmuttern und bunt,
Kiesel, geschliffen und rund.

Wer segelt, erobert die Meere,
wer segelt, weiß viel vom Wind.
Wer segelt, schaut oft ins Leere,
wo der Himmel im Wasser verrinnt.
Wer ahnt, wo die Träumer sind?

Nicht immer im Silbergrauen,
darin das Segelboot reist:
sie träumen von Nymphen und Frauen,
deren Bildnis im Wasser gleißt
und glückliche Liebe verheißt . . .

Anton Schnack

Die Wettermaschine

Von

Ernst Hoferichter

Ein heißer Tag war's. An der Wand hingen dreißig Grad Celsius...

Genau sieben Minuten nach zwölf Uhr mittags geschah das Wunderbare, und ein chaotischer Schrei zerschneidete die gestockte Luft in der Wohnküche des Erfinders Wenzel Bierglas.

Der Mann erlebte — und wenn reife Männer plötzlich kreidig werden, muß etwas Großes geschehen sein. Schon vor fünf Jahren gelang ihm die Erfindung der heute bekannten Gummi-Scherztemmel, die bei leisem Druck quaksie.

Heute aber war es ihm gegeben, durch zu föhlig erdrehete Sendewellen aschgraue Regenwolken in ansichtscharmblauen Himmel aufzulösen. Kurzum — er hatte das Schönwettermachen erfunden!

Einmal mußte in der Welt auch dieser Fortschritt Ereignis werden. Und warum sollte der Erfinder dann nicht Wenzel Bierglas heißen...?

Er begriff auch sogleich, daß er durch Sonnenschein auf Kommando den Mitmenschen mehr nützen werde, als durch eine quiekende Gummitemmel. Und so erlebte er mit Recht vor Glück...

Wenzel Bierglas hatte gerade noch die Kraft, die Umwelt zu fixieren, in die jene leuchtende Sekunde gebettet lag: Am Gasherd brodelte Pfannenfet, dazwischen stieg der Geruch von Gurken Salat auf, die Wasserleitung tropfte im Dreiviertelteil, und der Kanarienvogel verlor eine Schwanzfeder... Und die Luft flummerte... Das notierte er mit wissenschaftlicher Exaktheit zu Protokoll und fiel dann in jene Ohnmacht, die der Größe dieser Erfindung entsprach.

Als seine Frau Kordula mit Suppengrün vom Markt heimkam, fand sie ihn in einem Verhau von Drähten und einer Serie umgearbeiteter Havannaakischen. Die Anlage schwankte zwischen einem Institut für Elektromassage und einer Sendestelle auf Honolulu. Und da oft der primitive Apparat im umgekehrten Verhältnis zu seiner Auswirkung steht, so war es auch dieser Einfachheit beschieden, durch eine Kurbelbedrehung jene Wunderwelle zu erzeugen, die in meteorologische Sphären einzugreifen vermochte.

Zehrelang gehen Erfinder mit dem Traum schwanger, wie sie den großen Wurf einst fernem wollen. Jetzt, da er wie die Dachteube in der Hand lag, ward die Erfüllung zu groß, und das Ehepaar Bierglas stand ihr luftlos gegenüber.

Drei Nächte lang wurde gefelert. Am vierten Tage aber ließen sie sich ihr Werk zunächst selbst zugeute kommen; sie legten sich auf's Hausdach in die Sonne, lösten eine Regenwolke nach der andern auf und schrieben im goldenen Licht des Himmels Angebote an die Weltkronen.

Aus Boston kam das Angebot, wonach eine Fabrik mechanischer Apparate diese Erfindung mit allen Rechten gegen eintausend Nähmaschinen annehmen würde. Herr Bierglas schlug im Taumel in diese Art von Abfindung ein — errichtete eine Wascheinklin, in der schadhafte Nachthemden und Flanellunterhosen pfundweise ausbessert wurden — und lebte sein Erfinderschicksal im Gesure von eintausend Nähmaschinen, friedlich und in entsprechender Stille...

Und die Welt ward verwandelt. Die Goodweather-Company blühte wie Sommersprossen. Bald gab

es keinen Wirt mehr mit Gartenrestaurant, der nicht die Schönwetterseendeantenne auf seinem Dache hatte. Feuerwerke wurden nicht mehr abgesetzt und Badenanstalten waren ganzjährig geöffnet. Einst vertrieben Böllerschüsse und Glockengeläute schwere Wetterwolken — und jetzt genützte eine kleine Drehung, und die Sonne lachte wie ein Plakat für Schönheitspflege.

Über Europa lag das Azorenmaximum in ständiger Pacht und nur wenn eine Kleingartenkolonie zu verdorren drohte, ließ man gnädig eine Wolke als Gießkane passieren.

Aber die Wirte ohne Gärten, alle Kinobesitzer, Theaterdirektoren, Regenschirmhändler und Heißwurstverkäufer rotteten sich in egoistischer Abwehr zu einem „Schlechtwetterkampfbund“ zusammen. Meuchlings wurden Schönwetterapparate zerstört und der Erfinder Wenzel Bierglas mußte mit seinen tausend Nähmaschinen in die Eiswüsten Alaskas flüchten.

Da stürzte bei einem Vernichtungversuch eine Schönwetteranlage so glücklich vom vierten Stockwerk auf das Pflaster, daß eine Kombination der Kupplung eintrat, die Wellen aussandte, von denen die Wolken angezogen wurden...

Und das Gegenmittel war wie eine Stecknadel gefunden. Tag und Nacht wurden Schlechtwetterapparate fabriziert und Regenwolken erstanden in allen Formen.

Der Himmel war zum Zebra geworden. Scheckig wie ein schlecht gefärbtes Haar sah das Firmament aus. Über dem Vereinshaus der Sonnenbrüder stach die Sonne. Auf das Dach des Kaffeehauses prasselte der Regen. Der Vogelbauer ließ über seine Wiesen Wolkenbrüche niedergehen und auf die Roggenfelder des Gushofes, die dazwischen gestreut lagen, fielen reifende Gluten. Und die vollbeladenen Heuwagen mußten dorwärts durch zehnerlei Wetter fahren.

Auf Spaziergängen wurden dauernd Regenschirme auf- und zugepannt und Gummischuhe mit Sandalen gewechselt.

Die Familie Saumweber wollte mit dem Kinderwagen eine Landpartie schauen. Aber mit jeder Radumdrehung wechselte das Wetter. Da kam der

kinderreiche Vater auf eine wuchtige Idee: er baute seinen Schönwetterapparat in den Wagen ein, ließ dauernd heitere Wellen nach oben gehen und fuhr so in einer Rinne Sonnenschein seinen Nachwuchs in die Natur.

Dieser Einfall fand sogleich von allen Fahrzeugen Nachahmung.

Erfindene fingen durch schiefe Wellensendung sich gegenseitig das gewünschte Wetter von den Dächern. Blitze, Hagel, Sonnenstich und Windhosen folgten einander.

Und zum erstmal erstanden in der Welt die Wetterprozesse mit Spezialanwäuten. Sonnenstrahlen wurden wie Perlenketten gestohlen, Wolken verschoben, Taifune ersetzten Brandsiftungen und Menschen gab es, die dem feindlichen Nachbar solange Hitzeperioden auf das Dach wellten, bis die ganze Familieummifiziert war und der verbrochliche Wettersender wegen Massenmordes verurteilt wurde.

Vom Nord- zum Südpol wurde nur mehr über das Wetter gesprochen. Die Welt zerfiel in zwei Parteien. Die Anhänger des Sonnenscheins kämpften gegen die Regenrieger. Furchbar wütete der Streit bis in die friedlichste Familie hinein. Mama wollte Regen für die Geranien am Fensterbrett. Papa wünschte Sonne — zur Reinigung seines Panamahutes. Ellen verlangte einen Himmel mit ziehenden Wolken, Licht und Schatten, da nur diese Beleuchtung zu ihrem Teint und Rendezvous paßte.

Und Familien gab es, die sich um des lieben Friedens willen auf die Petroleumlampe geeinigt hatten, in deren Licht sie allem Himmel den Rücken wandten. Sensible Gemüter bekamen täglich Wetterneurosen; denn es war bereits so weit gekommen, daß auf den linken Ärmel Regen fiel, über der Weste die Sonne lachte und vor der Kravatte die Witterung veränderlich war.

Wenn zwei auf der Straße sich besprachen, redeten sie durch Regenbögen hindurch. Hunde hatten den Schwanz naß und die Nase trocken und die Barometer liefen sich im Auf- und Abfallen heiß. Die Präsidenten aller Länder beriefen auf dem Äquator eine Weltwetterkonferenz zusammen. Jeder Vertreter hatte seinen Sendeapparat in Taschenformat bei sich. Und da man in die Beratung wegen des Wetters während der Konferenztage eintreten wollte, schlug ein Nebenmann dem anderen seine Wellen auf den Kopf.

Und die Versammlung spritzte wie Pfützenwasser auseinander.

Das Faustrecht setzte ein, und die stärkere Welle siegte. Dafür taten sich wieder einige schwächere Sender zusammen und wellten den Tyrannen in einen Orkan.

Es glühte, prasselte, wehte, trocknete, schwamm, schneite, dörrte und gefror durcheinander mit affenartiger Geschwindigkeit. Die Wetterhüschchen waren längst explodiert und Meteorologen saßen im Irrenhaus oder hatten Harakiri gemacht.

Und solange bastelten, wellten und kurbelten die Gegner am Firmament herum — bis es auf der Erde überhaupt kein Wetter mehr gab.

Da stand am Postamt auf der Tafel mit dem Witterungsbericht auf ewig Fehlzugelge...

*

Es tropfte im Takt... Im Takt fielen Tropfen auf die Havannaakiste. Herr Wenzel Bierglas schwitzte im Schlaf. Drähte hingen ihm als Schlangen um die Ohren. An der Wand klebten immer noch dreißig Grad Celsius.

Ja, es war ein heißer Tag! Der Erfinder watschelte sich die letzten Traumfetzen aus dem verschlissenen Gesicht und suchte nach der Badehose.

Dann sah er zum Himmel auf, ob das Wetter heute noch aushalten würde...

Die Rose

Von Georg von der Vring

Blüht die Rose hier im Garten,
Wünsch' ich mir sie an die Brust;
Wo gehst' dem stets Genarrten,
Den du doppelt lieben mußst.

Glüht sie dann an meiner Brust,
Wünsch' ich mir sie auf die Beete;
Und schon ist's die schönste Versuchspflanze,
Die du doppelt lieben mußst.

Niemals entr' ich, was ich säte;
Lieber träum' ich mir ein Spiel,
Träum' ich mir das unwerthete
Spiel mit dir niemals zu viel.

Ein böser Brief

(Ch. Girard)



„Schneuztuch“, meint der Url . . .

von K. Springenschmid

Die Sprache des Volkes ist einfach und grob. Und doch kann man sie oft nicht verstehen; denn sie liebt seltsame Umschreibungen.

„Sie, Herr, i möcht' ihna was fragen“, so hatte der Url, der junge Holzknecht, gemeint und hatte ihn, den Professor, eben als er vom Herzlerbauern ins Dorf herabkam, derb am Rock gefaßt. „Ham Sie nit ihna eigens Schneuztuch, moan i, oans, dös ihna g'hört, alloan, zum Schneuzen, moan i?“ „Schneuztuch?“ hatte der Professor mit erstauntem Blick geantwortet, „natürlich!“, und hatte hastig sein Taschentuch hervorgezogen. „Hier! Übrigens, wieso?“

Da nahm der Url bloß die eine Schulter ein wenig hoch und sagte, ohne auf das Taschentuch niederzusehen: „Nacher ischt es ja guet!“ und ging. Seltsam, dachte der Professor, wirklich seltsam! und ging kopfschüttelnd heim. Was hatte ihn dieser Waldarbeiter, der so nach Holz und Pech roch, um sein Taschentuch zu fragen? Wahr-

haft, umgekehrt wäre es wohl eher berechtigt gewesen; denn solche Leute wie dieser pflegen meist, besonders wenn sie im Walde unter sich allein sind, kein Taschentuch zu benützen, sondern lediglich den Daumen. Wozu also diese anmaßende Frage? Zwar hatte es durchaus nicht unfreundlich geklungen, doch sehr sachlich-streng, ganz auf die Feststellung eines Tatbestandes gerichtet, aber dabei doch schlicht und einfältig, wie es nun einmal dem Wesen dieser unverbildeten bäuerlichen Menschen entsprach.

Einmal, als er eines Abends wieder vom Herzlerbauern den stillen Wiesenweg herabschritt ins Dorf, aufgeräumt und guter Dinge — es waren wirklich liebe Leute, die beim Herzler — da trat ihm abermals der Url entgegen, ziemlich unvermutet, und pflanzte sich in seiner ganzen Baumlänge vor ihm auf, faßte ihn mit beiden Fäusten fest am Rock, schnaufte tief herauf und sagte: „Mensch, wer sein eigens Schneuztuch hat, dös

merk dir, der braucht in koa fremd's nit schneuzen!“ „Natürlich!“, nickte der Professor rasch und sah mit bangen Blicken an dem Mannsbild auf und nieder, „natürlich... wer sein eigenes... der, selbstverständlich...“

Da schupfte der Url bloß die eine Schulter ein wenig. „No also!“ und ging.

Ein eigenartiger Mensch, dachte der Professor und blieb nachdenklich stehen und rückte seinen Rock wieder zurecht, und eine ebenso eigenartige Sache, das mit dem Schneuztuch. Aber... schoß es ihm plötzlich in den Kopf, vielleicht meinte der Mann das gar nicht so! Vielleicht war das alles nicht wirklich, sondern nur bildlich zu verstehen? Welch eine Sachel! War er nicht eigens in dieses weitferne Bergdorf gezogen, um hier die Seele des Volkes zu studieren, die Seele und ihr Spiegelbild, die Sprache, diese schollenverwachsene, erdhafte-urtümliche Sprache?

Schneuztuch?... Was wollte die Sprache des Volkes mit diesem seltsamen Bilde? Schneuztuch mußte für etwas stehen, was die unbefangene Volksseele in ihrer keuschen Art nicht auszuspochen wagte, etwas, das sie lieber scheu in Bilder kleidete, das sie umschrieb...

Dann kam eine Nacht, eine mondhele Sommernacht, da der Professor ganz himmelselig vom Herzlerhofe den Wiesenweg heimwärts ging, nein, schwebte, tänzelte — es waren wirklich einzig liebe Menschen, die oben beim Herzler, besonders die weiblichen — er summete ein Lied, ja, er sang! Warum auch nicht? War er nicht noch ein Mann in den besten Jahren, ein Mann von durchaus angenehmem Äußeren?

Da aber brach plötzlich wie eine finstere Urgewalt der Waldmensch herfür, der Url, verstellte ihm, breit hingegrätscht, den Weg, nahm ihn derb in seine Bärentäuste und schrie.

„Mann! du, bal du di no amol in mei' Schneuztuch sneuzt...!“

Und dabei lupfte er ihn mit seinen Fäusten auf, wie die Holzknechte ein Bloch auflupfen, ehe sie es schmelßen.

„Was... was wollen Sie damit sagen?“ stammelte der Professor erschreckt und suchte sich zu fassen. „Sie meinen doch nicht wirklich... Ich will sagen, ich meine, Sie meinen...“

„Ja, dös moan i!“ gurgelte der Url und stellte den Professor nieder und ließ ihn stehen, wie er stand. Merkwürdig ist die Sprache des Volkes. Warum sagt sie nicht gradwegs, was sie sagen will? Warum diese seltsamen Umschreibungen? Allerdings, die Menschen waren hier sehr umständlich. Sie begriffen alles erst sehr spät, oft zu spät. Und trotzdem machten sie sich die Mühe, und kleideten die wenigen Dinge, die sie sich zu sagen hatten, in diese seltsamen Umschreibungen. Was aber umschrieb der Url?

Der Url „schrieb“ nichts mehr „um“.

Er nahm den Professor, als er am andern Abend wieder von der Herzler Rosl herabkam, bloß in seine Fäuste, hob ihn, ohne etwas zu umschreiben, hoch auf, wie man ein Bloch aufhebt, und schlug ihn wieder nieder, hob ihn wieder auf und schlug ihn abermals nieder und setzte das fort, ziemlich oft. Dann packte er ihn und legte ihn, weil er ein biß blutete, beim Sternwirt unter den Brunnrog und sagte:

„Hiez hascht aus'schneuzt, Luedermann! bei meiner Rosl!“

„Rosl, ach so?“ stöhnte der Professor, der durch das frische Wasser seine halbverlorene Lebenskräfte wieder fand, „die Rosl... Sie meinen...?“ Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

„Dolm, damischer!“ dröhnte der Url mit seiner schweren Stimme, „bal i eh schon die ganz' Zeit davon red'!“

Der Kenner

(K. Heiligstaedt)



„Ich versteh' nicht, was du an der Lilo findest?!!“
„Mein liebes Kind, jede Frau ist irgendwo sympathisch!“

SAUERMILCH / VON AAGE v. HOVMAND

Auf der reichhaltigen Speisenkarte des Restaurants „Windsor“, in dem ich als Oberkellner angestellt bin, vermißt selbst der verwöhnte Gaumen kaum eines der zahllosen leckeren Gerichte dieser Erde.

Und doch gibt es eines, nach dem der Feinschmecker vergebens sucht. Treffender: es gab — schon seit langem wird es nunmehr auch bei uns geführt — keine Sauermilch.

Eines Abends wurde der Geschäftsführer ans Telefon gerufen. Ein Herr erkundigte sich umständlich nach der Güte unseres Speisenzettels. Der Geschäftsführer vermochte nur zu bejahen. „So führen Sie gewiß auch mein Leibgericht?“ vermutete der Unbekannte.

„Und das wäre?“ „Sauermilch!“ Der Geschäftsführer mußte seinem Bedauern Aus-

druck verleihen, daß wir mit dieser Delikatesse nicht dienen könnten.

„Eine Hundswirtschaft!“ schimpfte der sonderbare Feinschmecker und hängte ein.

Am nächsten Abend trat der Direktor auf mich zu. Er sah recht bekümmert aus, und als ich mir erlaubte, nach der Ursache seines Leids zu fragen, vertraute er mir an, daß er soeben an den Fernsprecher gerufen worden sei und eine unbekannte Stimme gefragt hätte, ob das Etablissement auch Sauermilch serviere. Hierzu hatte er antworten müssen, daß sie eine jener wenigen Speisen sei, mit denen wir den Gästen nicht aufzuwarten vermöchten.

„Und können Sie sich denken, was mir diese Person ins Gesicht schleuderte?“ schloß der Direktor verdrießlich.

„Eine Hundswirtschaft!“ vermutlich“, erwiderte ich schliefertig.

„Woher wissen Sie davon?“ Der Direktor warf mir einen Blick zu, als verdächtige er mich dieser Unverschämtheit.

Am nächsten Abend klingelte wieder das Telefon. Diesmal nahm ich selbst den Hörer ab. Vorsichtig fragte ich, mit wem ich die Ehre hätte.

„Ehre?“ brummte es zurück. „Hier ist Olsen!“

„Welcher Olsen?“

„Dinosaur Olsen. Ich möchte nur wissen, ob ich bei Ihnen Sauermilch bekommen kann.“

Ich stammelte, daß wir Sauermilch gerade nicht im Hause hätten. Doch ehe ich — noch ganz von diesem gewaltigen Namen benommen — zum Ausdruck brachte, daß wir in Zukunft dafür Sorge tragen würden, schrie der Unbekannte sein ste-

Die Sybille

(P. Scheurich)



„Wenn Sie etwas von Frauen verstünden, junger Mann, dann müßten Sie wissen, daß meine Figur stark im Kommen ist!“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der *Simplex* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. II Vj. 37 18274. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 30, Fernruf 1286. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Eimereich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

reotypes „Eine Hundswirtschaft!“ durch den Draht und hängte ein.

Eine nicht gelinde Wut packte mich. Sollte jeder irgendwer sich erdreisten dürfen, unser renommiertes Haus Abend für Abend „eine Hundswirtschaft“ zu schimpfen?

Nein, es mußte Sauermilch herbeigeschafft werden. Schon längst hätten wir sie haben sollen! Ich verabredete mit der Küche, daß man am kommenden Morgen einen Teller mit Sauermilch ansetzen werde.

Im Verlaufe des nächsten Tages überzeugte ich mich wiederholt, daß sie prächtig geriet.

Um die Zeit, zu der Herr Dinosaurus anzurufen pflegte, hielt ich mich in der Nähe des Telefons auf. Ich war gespannt. Sobald er seine übliche Frage stellen würde, beabsichtige ich, zu antworten: „Aber selbstverständlich, mein Herr, haben wir Sauermilch im Hause. Bitte, bemühen Sie sich nur hierher. Ich werde inzwischen die Sauermilch anrichten lassen.“

Das gesamte Personal des „Windsor“ — vom Pikolo angefangen bis zum Direktor hinauf — harrte begierig auf die Bekanntschaft mit unserem sensationellen Sauermilchliebhaber. Doch wer nichts von sich hören ließ, war Herr Dinosaurus Olsen. Er telefonierte weder zur gewöhnlichen Zeit, noch eine oder zwei Stunden später. Ich tat das einzig Vernünftige in solcher Situation: Ich ließ mir die Sauermilch selbst gut schmecken. Für diese Speise habe ich seitdem eine ausgesprochene Schwäche, und in der Tat, sie war vorzüglich.

Gerade wischte ich mir den Mund ab, da schrillte das Telefon.

Ob wir Sauermilch hätten?

„Natürlich — das heißt — wir hatten eine Portion den ganzen Tag über bereitstehen, aber gerade in diesem Augenblick hätte ich sie verpelet, weil...“

Weiter kam ich nicht. Die Stimme fauchte los: „Eine Hundswirtschaft ist das! Die Kellner essen den Gästen die Speisen weg!“

Nicht einmal meine Versicherungen, daß wir morgen eine Portion reservieren würden, an die sich niemand heranwagen dürfe, wartete Herr Dinosaurus ab; schon war der Hörer eingehängt worden.

Ich hatte den bekömmlichen Brauch, abends Sauermilch zu schlürfen, schätzen gelernt, und so wurden am kommenden Tage zwei Portionen zubereitet — eine für mich und eine für Herrn Dinosaurus Olsen.

Die meine verzehrte ich im Verlaufe des Abends. Im übrigen warteten wir mit Spannung auf Dinosaurus Olsens Anruf, doch der Fernsprecher meldete nur gewöhnliche Gäste.

Nach Geschäftsschluß vergewisserte sich der Geschäftsführer noch einmal, ob auch Jede Tür und alle Fenster ordnungsgemäß verschlossen seien, stellte das Telefon ab — und trat in die Küche und löffelte die Sauermilch aus.

Kaum legte er den Löffel aus der Hand, als es gegen die Hintertür polterte.

„Dino...“ stammelte er erlebend, raffte sich jedoch mutig auf und schritt auf die Tür zu.

Alle Blicke richteten sich erwartungsvoll auf den späten Eindringling.

Herein trat — der Nachtwächter auf seiner allnächtlichen Runde.

Erleichtert atmete der Geschäftsführer auf, ging noch einmal in die Küche und ordnete an, daß ab morgen drei Teller mit Sauermilch aufgestellt würden — einer für ihn, einer für mich und einer für Herrn Dinosaurus Olsen.

Am nächsten Abend fand dann ein zweiter Kellner Gelegenheit, sich von der Vortrefflichkeit der Sauermilch zu überzeugen, und am übernächsten ein weiterer Kollege. Nach und nach wurde es Tradition, daß das gesamte Personal sich abends die köstliche Sauermilch bekommen ließ. Doch ständig hielten wir eine besondere Portion bereit, die keiner anzurühren wagte.

Sie war für Herrn Dinosaurus Olsen bestimmt. Wir bekamen ihn niemals zu Gesicht. Manchmal haben wir noch heute unseren verschmitzt lüchelnden Milchhändler in Verdacht. Aber vielleicht existiert Herr Dinosaurus Olsen doch in Wirklichkeit — vielleicht hat er sich an anderer Stelle niedergelassen und kostet dort sein Leibgericht aus, ohne zu ahnen, daß die Belegschaft des Restaurants „Windsor“ ihm die tägliche Sauermilch verdankt. Autoris. Übersetzung v. W. Richtig

Abgekämpft

(R. Kriesch)



„Weißt du, Erna, mit dem Tennis ist's wie mit der Liebe: ab vierzig ist's 'ne Schinderei!“

Erinnerungen

(Wilhelm Schutz)



„Watt, vierundachtzig Jahr sind Se schon? Warräftig, 'n gesegnetes, schönes Alter!“ — „J, datt seggen Se man nich! Joa, wie ich noch so tein, föftein Jahr jünger weer, o herrje, da war noch watt to maken! Heute awer — nee, heute will dat nich mehr. Heute kann ick man eijentlich bloß noch supen!“